

Die Magie des Buchhalters

München: Zu Gustav Leonhardts
denkwürdigem Cembaloabend

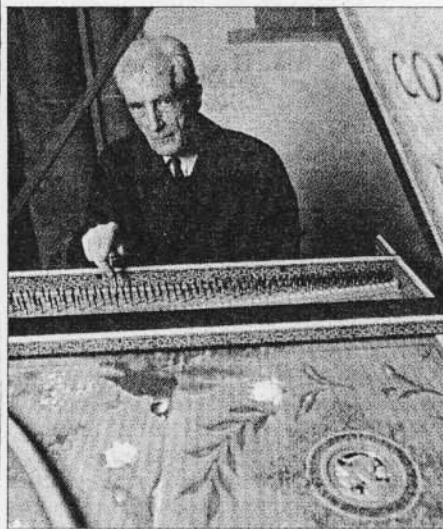
Legenden treten bescheiden auf und unauffällig. Im Münchner Prinzregententheater wartet kühn elegant ein zweimäualiges Cembalo, sitzt erwartungsgespannt eine kleine Gemeinde. Schließlich soll er gleich erscheinen, der berühmteste aller Cembalisten. Sicherlich: Wanda Landowska (1879-1959) ist legendärer. Aber die Instrumente, die die Landowska spielte, waren moderne Cembali und nicht Kopien historischer Instrumente, wie sie Gustav Leonhardt schon seit Jahrzehnten spielt.

Gustav Leonhardt: Als er dann ausgemergelt und schlaksig lang auf der Bühne erscheint, unglaubliche 81 Jahre alt, denkt man eher an einen Buchhalter denn an einen der berühmtesten Musiker der Welt. Auch seine korrekte Art sich zu bewegen, der gutbürgerliche Anzug, der grandseigneurhafte Auftritt fügen sich diesem Eindruck – der auch kein anderer wird, wenn er streng aufrecht am Cembalo sitzend spielt, dabei mit knappen Lippenbewegungen fürs Publikum unhörbar mitsingt. Aber der kaum merkbliche Swing, der seinem Spiel innewohnt, die völlige Loslösung von aller irdischen Schwere, das steht in einem sonderbaren Kontrast zur Erscheinung dieses Musikers. Magie, das lernt das Publikum an diesem ungewöhnlichen Abend, braucht kein besonderes Umfeld, da sie am stärksten im Alltag, im Unscheinbaren wirkt.

Gustav Leonhardt, das ist die Begegnung mit der ganz anderen Art. Sein Spiel löst Phrasen und Sequenzen in Klangwolken auf, deren Intensität und Farblichkeit jeweils klar umrissen ist, deren Sequenzierung aber einen Farbrausch ergibt, wie er selbst Ravel und Debussy verwehrt blieb. Das ist überdeutlich in der Allemande aus Bachs e-Moll-Suite BWV 996. Eine Satzfolge die üblicherweise auf Gitarre oder Laute zu hören ist, von Bach aber für den Tasteninstrumentmischling „Lautenclavier“ gedacht war. Leonhardts Spiel – flüssig, ge-

drängt, schäumend – lässt keinen Zweifel daran, dass dieses Stück auf ein weich leichtgängiges Tasteninstrument gehört, auch wenn Pianisten so gut wie immer einen Bogen um diese schwermütig aufsässige Suite machen.

Zu den Wundern, die Leonhardt en passant vollbringt, gehört, dass er schärfste Dogmatik mit unendlicher Freiheit verbindet. Erlebt man sein Bach-Spiel, erlischt jeder Wunsch, diese Musik



Magier und Meister: Gustav Leonhardt
Foto: Lebrecht Music Collection

je wieder auf einem modernen Klavier hören zu wollen. Der Grund ist simpel. Leonhardt zeigt, dass Barockmusik und der stille, weich flutenden Klang des Cembalos wie siamesische Zwillinge sind, die zu trennen beider Tod bedeutet. Die Kühnheit der Harmonien in Johann Christoph Bachs Es-Dur-Präludium, die scharf akzentuierten Fugati, die herb gestoßenen Rhythmen der Tanzsätze, die – das ist nur scheinbar ein Widerspruch – in aller Klarheit dahinwollenden Bassläufe, das wirkt in der intimen Welt des Cembaloklangs unvergleichlich größer, majestätischer und ahnungsvoller als auf dem modernen, der lauten Welt zugewandten Flügel. Mit Leonhardt erreicht das Dogma der historischen Aufführungspraxis seinen befreiendsten, überzeugendsten und beglückendsten Höhepunkt.

Leonhardt ist kein Spieler, der Interpretation im Sinne hätte. Er sucht nie den besonderen Effekt, er trumpft nicht auf, echauffiert nie durch Tempoexzesse. Denn Gustav Leonhardt ist ein strenger Nach-Denker der Komponisten. Er wühlt sich in die Noten hinein, er durchstöbert sie mit dem denkbar leidenschaftlichsten Philologenblick – so lange, bis sich die auf Papier gebannten Notenköpfe wieder in jenes pulsierende Fluidum zurückverwandeln, das den Komponisten einst durch die Köpfe schwirrte. Leonhardt sucht in der artifiziellen Welt der Barockmusik nichts anderes als die Natürlichkeit, und diese Natürlichkeit verschlägt dem Hörer den Atem.

Zuletzt erlaubte sich der Meister einen doppeldeutigen Hinweis auf den 200. Geburtstag Chopins. Leonhardt spielt drei Polonaisen des ältesten Bach-Sohns Wilhelm Friedemann, 15 Jahre nach dem Tod des Vaters entstanden und offenbar völlig unabhängig von dessen Kompositionstechniken. Doch so fern und abgelebt die Kunst des Vaters hier erscheint, so nah ist hier Chopin – obwohl der erst 45 Jahre später geboren werden sollte.

Verblüffend, wie über den Akkordstützen der linken Hand vokalnahe Linien sich aufschwingen, die von der gleich leidenschaftlich empfundenen Melancholie erzählen wie bei dem Nachgeborenen. Auch dies eines jener Leonhardt-Mirakel, eines, das jedes Zeitgefühl aufhebt und die fernsten Jahrhunderte einem unendlich vertraut zu Zeitgenossen macht. REINHARD J. BREMBECK

Tonicate

musikerlebnis.c

Süddeutsche Zeitung, 05.02.2010

Gustav Leonhardt, Cembalo

Prinzregententheater, 03.02.2010